



## Einer für alle

*Der Baum Afrormosia ist ein begnadeter Überlebenskünstler: Er übersteht Waldbrände und Trockenperioden. Wie kann man ihn und damit ein ganzes Ökosystem schützen? Besuch auf einer Forschungsstation im kongolesischen Regenwald*

Von Andrea Böhm, ZEIT-Magazin, 18.11.2021

Der Weg zur Königin führt mitten in den kongolesischen Dschungel. Er muss mit einer Machete erst freigeschlagen werden; dass es hier Mambas und Vipern gibt, verdrängen wir lieber. Dann steht sie plötzlich vor einem. »Voilà«, sagt Chadrack Kafuti und legt seine Hand auf die Haut Ihrer Majestät. Ein Baum, die Rinde mit silbernen und rostroten Flecken gemustert. Nicht riesig und knorrig mit ausladenden Ästen und gewaltigen Wurzeln, sondern schlank und kerzengerade wie eine Stele, die durch das Blätterdach des Regenwaldes ragt.

*Pericopsis elata* nennen Biologen diese Spezies, Afrormosia heißt sie im Holzhandel. Aber jene, die sie vor dem Aussterben bewahren wollen, nennen sie »*la reine du forêt*«. Die Königin des Waldes. Eine begnadete Überlebenskünstlerin, die Feuer und Trockenheit trotzt und einem ganzen Ökosystem Halt gibt. Einem Ökosystem, das lebenswichtig ist für den Rest der Welt – und über das man immer noch erschreckend wenig weiß.

Chadrack Kafuti ist Forstingenieur, ein schmal gebauter Mann, der mit seinem Kinnbart und seiner Brille eher an einen Literaturprofessor erinnert als an einen Urwaldforscher. Gerade einmal 29 Jahre alt, gehört er zu einem Team von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die sich einem scheinbar irrwitzigen Vorhaben verschrieben haben. Mitten im Dschungel wollen sie eine Hightech-Station zur Erforschung des Regenwaldes errichten, kombiniert mit einem Freiluftlabor für neue Überlebensstrategien: Zusammen mit der lokalen Bevölkerung erproben Biologen, Agronomen, Ingenieure und Ökologen, wie Menschen in Zeiten des



Klimawandels und des Artensterbens von der Natur leben können, ohne sie weiter zu zerstören.

Es ist die existenzielle Frage der Menschheit. Nur würde kaum jemand eine Antwort ausgerechnet in der Demokratischen Republik Kongo suchen, seit Jahrzehnten eine verlässliche Ortsmarke für Katastrophennachrichten. Die UN melden immer wieder Massenvertreibungen durch Milizen im Nordosten des Landes, an mehreren Orten ist erneut Ebola ausgebrochen, und gegen Covid-19 sind nicht einmal 40.000 der fast 90 Millionen Einwohner vollständig geimpft. »Keine Sorge, hier bei uns ist alles ruhig und stabil«, hatte Kafuti vor unserer Ankunft im Zoom-Chat gesagt. Es gebe halt kein Stromnetz, keine Trinkwasserversorgung, dafür aber Malaria, und die Straßen seien bei Regen nicht befahrbar. Sofern überhaupt welche existierten.

Um ihn zu treffen, fliegt man von der Hauptstadt Kinshasa 1300 Kilometer bis nach Kisangani, einer Boomtown mit fast zwei Millionen Einwohnern mitten im Dschungel, steigt um in ein kleines Motorboot, erreicht über zwei Nebenarme den Fluss Kongo und landet in einer scheinbar versunkenen Welt. Afrikas zweitgrößter Fluss ist an manchen Stellen über zehn Kilometer breit, hier sind es nur ein oder zwei, aber das reicht, um an die Sintflut zu glauben. Riesige Grasbüschel treiben wie Inseln in der Strömung. Am Ufer krallen sich Bäume mit ihren Wurzeln an den Hängen fest, als Bremse der Wald jäh vor dem Wasser. Die Fischer in ihren Pirogen wirken in der Weite wie winzige Zinnfiguren. Nach mehreren Stunden taucht aus dem Nichts am rechten Ufer ein mehrstöckiges Gebäude mit kaputten Fensterscheiben auf: Yangambi. Der Ort, an dem der Forstingenieur Chadrack Kafuti die »Königin des Waldes« vor dem Aussterben retten will.

Der Regenwald im Kongobecken ist nach dem im Amazonasgebiet der zweitgrößte der Welt. 1,7 Millionen Quadratkilometer, eine Fläche, fünfmal so groß wie Deutschland, die sich über mehrere Staaten Zentralafrikas erstreckt. Ein einmaliges Ökosystem mit Sümpfen und Vulkanketten, mit teils vom Aussterben bedrohten Tieren wie Berggorillas, Okapis, Seekühen, Bonobo-Affen und Tausenden



von Pflanzenarten. Einer der größten CO<sub>2</sub>-Speicher auf der Erdoberfläche. Die Frage ist nur, wie lange noch.

In den 1990er-Jahren absorbierten die tropischen Regenwälder des Planeten noch rund 17 Prozent des menschengemachten CO<sub>2</sub>-Ausstoßes. Der Anteil ist seither stetig geschrumpft. Das Amazonasgebiet gilt bis heute als die »grüne Lunge des Planeten«. Doch inzwischen setzen große Flächen des südamerikanischen Urwalds mehr CO<sub>2</sub> frei, als sie speichern. Schuld sind rasant wachsender Kahlschlag, Waldbrände, Rinderweiden.

Auch dem zweiten Lungenflügel der Erde geht es deutlich schlechter als noch vor zehn Jahren. Unter anderem, weil Ackerbau und Palmölplantagen die Böden erodieren lassen.

Klimaforscher gehen davon aus, dass der Regenwald im Kongobecken immer noch ein großer Speicher für Kohlendioxid ist – wichtig für den gesamten Planeten, lebenswichtig für die Wasser- und Wetterkreisläufe auf dem afrikanischen Kontinent. Rund zwei Drittel dieses Urwalds liegen auf dem Territorium der Demokratischen Republik Kongo. Ob er bewahrt werden kann, hängt also von einem Land im permanenten Krisenmodus ab. Die Chancen stehen nicht gerade gut. Kafuti zuckt mit den Schultern. Irgendwo und irgendwann muss man ja anfangen. Am besten mit der Königin, von der so viel abhängt. Nur hier im Kongo gibt es noch größere Bestände von Afrormosia.

Für Kafuti ist Yangambi also ein idealer Platz. Auch wenn man sich zunächst fragt, wo der Mann in dieser Ruinenlandschaft Laptop und Mikroskop aufgestellt hat. In dem verfallenen Werkstattgebäude, das vom Fluss aus als erstes sichtbar wird, überwuchern Schlingpflanzen die Wracks von Autos und Maschinen. Vor einer ausgehöhlten Tankstelle im modernistischen Stil der Fünfzigerjahre verkaufen Frauen Reis und getrockneten Fisch. Hinter hüfthohem Gras ragt der bröckelnde Sprungturm eines großen Schwimmbeckens hervor, in dem sich Schimmel und Regenwasser sammeln. Daneben eine Halle, deren Eingangsgitter sich aufdrücken lässt. Ein paar Schritte ins modrige Dunkel, und wir stehen in einem Kinosaal mit 300 Plätzen. Unter



den Schuhsohlen knirscht Sand, der Putz fällt von den Wänden, die Sitzreihen sind noch erstaunlich intakt. Die letzte Vorstellung fand vor 61 Jahren statt.

Yangambi galt einst als beste Adresse der Tropenwaldforschung. In den 1930er-Jahren legten die belgischen Kolonialherren hier Felder für landwirtschaftliche Versuche an, errichteten Labore und ein Herbarium, experimentierten mit Saatgut und schädlingsresistenten Bananen, sammelten und katalogisierten Pflanzen. Es war damals eine der größten, wenn nicht die größte wissenschaftliche Anlage dieser Art in der Welt. 25.000 Hektar Land, auf denen mehrere Tausend Menschen lebten und arbeiteten – um, wie der belgische Senat es 1932 formulierte, »Wege zur moralischen und materiellen Erholung der eingeborenen Bevölkerung« zu finden. Die hatte zu diesem Zeitpunkt fast ein halbes Jahrhundert Kolonialismus erlitten. Mehrere Millionen Menschen – manche Schätzungen gehen von der Hälfte der Einwohner aus – waren durch Zwangsarbeit, Hunger, eingeschleppte Krankheiten und Massaker gestorben. Die Böden waren durch Plantagen ausgelaugt, größere Waldflächen abgeholzt worden. Yangambi sollte für eine produktivere Kolonialherrschaft stehen, bei der auch die Einheimischen von effektiverer Landwirtschaft profitieren sollten. Sie besorgten vor allem das Kochen, Putzen, Gärtnern, Aussäen, Ernten und das Schleppen der Ausbeute von Urwald-Expeditionen belgischer Wissenschaftler. Der Besuch von Kino und Swimmingpool war ihnen verwehrt, ebenso der Zugang zu wissenschaftlicher Ausbildung. Als das Land am 30. Juni 1960 unabhängig wurde, gab es 16 Kongolesen mit einem Universitätsabschluss.

Im Herbarium hängt immer noch eine riesige Wandkarte des *Congo Belge*, datiert auf das Jahr 1953. In meterhohen Metallschränken lagert, was die Kolonialherren bei ihrem überstürzten Abzug nicht mitnehmen konnten: eine einmalige Sammlung von rund 150.000 Pflanzen, getrocknet und eingeklebt in vergilbte Aktenordner. Außerdem ein Schimpansenfötus, eingelegt in Formaldehyd, ein Gorillaschädel, ausgestopfte Flughunde, Fledermäuse und Papageien, die in Schubladen verstaubt irgendwie die vergangenen Jahrzehnte überstanden haben, als der



Kongo in einem Teufelskreis von Korruption und Kriegen komplett kollabierte. Und mit ihm Yangambi.

Keine hundert Meter weiter beugt sich Chadrack Kafuti in einem nagelneuen Fertigtbau über ein Lichtmikroskop, unter das er die präparierte Scheibe eines Afrormosia-Stammes geschoben hat. Draußen brummt der Dieselgenerator, drinnen lässt die Klimaanlage jede Mücke erfrieren. Subsahara-Afrikas erstes und einziges Holzlabor, 2019 mit Geldern der EU eröffnet, steht wie ein Raumschiff in der kolonialen Kulisse. Die Belgier sind auch wieder da. Kafutis Chef ist Nils Bourland, ein belgischer Forstwissenschaftler, der früher auf Madagaskar und in Indonesien illegalen Holzfällern auf der Spur war, dazu kommen noch einige Tropenexperten belgischer Universitäten. Aber die Mehrheit der Forscher sind junge Kongolesen oder kongolesischer Herkunft. Da sind neben Kafuti der Umweltwissenschaftler Nestor Luambua, 31, der die Historie klimatischer Veränderungen rekonstruiert, die Biologin Melissa Rousseau, 29, die das Labor leitet, oder der Agronom Neville Mapenzi, 37, der den Dorfbewohnern nachhaltige Methoden für den Ackerbau beibringen will. Eine internationale Forschungsorganisation, das Center for International Forestry Research (Cifor), hat das Projekt angeschoben und mehrere kongolesische Ministerien und Behörden mit ins Boot geholt.

Kafuti hat wie seine einheimischen Kollegen mithilfe europäischer Gelder studiert, derzeit promoviert er mit einem Stipendium der belgischen Universität Gent. In Europa verbucht man solche Unterstützung gern als Entwicklungshilfe. »Nennen wir es lieber eine überfällige Kurskorrektur«, sagt Kafuti trocken und schaltet den großen Bildschirm ein. Auf dem Monitor erscheint der Querschnitt der Baums. Durch das Mikroskop vergrößert und eingefärbt sieht *Pericopsis elata* aus wie ein psychedelisches Gemälde: scheinbar schwebende Bläschen, dazwischen dünne Kanäle, alles in sanft schimmernden Grüntönen. Es sind die Zellen und Holzstrahlen des Baumes.

Jede Spezies ist Teil eines großen Ganzen, aber manche Lebewesen schaffen um sich herum eigene Ökosysteme. Afrormosia ist ein solches Wesen. Der Baum



übersteht Waldbrände, weil die Rinde feuerfest ist, bietet damit Insekten Schutz und beschleunigt die Erholung eines geschädigten Waldes. Er kann Trockenperioden besonders gut überleben, weil der Stamm enorme Mengen Wasser speichert. Er ragt oft aus dem Blätterdach heraus und spendet so anderen Pflanzen Schatten. Afromosia ist nicht nur ein ideales Objekt, um die Anpassungsfähigkeit von Bäumen an den Klimawandel zu untersuchen. Die »Königin des Waldes« ist auch seine Hüterin. Sollte sie aussterben, würde das die Widerstandsfähigkeit des gesamten Ökosystems schwächen.

Kafuti streicht über die Baumscheibe auf dem Labortisch. Das Holz ist extrem dicht, schön gemustert wie Teak und fast unempfindlich gegen Schädlinge. Weswegen es auf der ganzen Welt gern zu Möbeln, Parkettböden, Schiffsdecks und Fensterrahmen verarbeitet wird. Inzwischen steht Afromosia auf der Liste gefährdeter Arten und darf nur unter scharfen Auflagen gefällt werden. Aber was heißt das schon in einem Land, in dem die Korruption grassiert.

Kafuti will herausfinden, unter welchen Bedingungen die Spezies am schnellsten wächst und wieder aufgeforstet werden kann. Der Baum ist nicht nur durch die weltweite Nachfrage nach seinem Holz bedroht, sondern auch durch seine sparsame Fortpflanzung. Er bildet nur wenige Früchte und damit auch wenige Samen aus. »Baumleistung und Wachstumsreaktion von *Pericopsis elata* (Afromosia) im Kongobecken« – so lautet das Thema von Kafutis Doktorarbeit. Einige Dutzend Exemplare im Dschungel hat er mit elektronischen Dendrometern versehen, die das Wachstum bis auf den Mikrometer genau messen. Alle paar Wochen stapft er los und überträgt die Daten auf seinen Computer, entnimmt mit einem Spezialbohrer bleistift dünne Holzproben, versiegelt die Löcher mit einer Paste wie eine Wunde, sammelt Blätter und Samen. Immer in Gummistiefeln, langärmeligem Hemd und mit Wollmütze auf dem Kopf, egal wie heiß es ist. Man weiß nie, welches krabbelnde Wesen einem hier auf den Kopf fallen kann.

Zurück im Labor, analysiert er die Verteilung von Wasser zwischen Wurzeln, Stamm und Blättern, untersucht Proben der Rinde, stöbert in den Unterlagen, die die



belgischen Kolonialherren zu *Pericopsis elata* hinterlassen haben. Alles, um herauszufinden, wie die Königin sich schneller vermehren kann.

Es ist ein Wettlauf gegen die Zeit. In Nigeria, Kamerun und der Elfenbeinküste, wo sich kleinere Teile des Regenwaldes befinden, ist der Baum durch Abholzung längst verschwunden. In der Demokratischen Republik Kongo gehört er zu den Exportschlagern der legalen und illegalen Holzwirtschaft. Der kongolesische Regenwald schrumpft noch nicht so dramatisch wie der brasilianische. Aber allein für das Jahr 2020 haben Satellitenbilder einen Verlust von fast 5000 Quadratkilometern dokumentiert. Sollte man den Regenwald und besonders Afromosia nicht schleunigst unter absoluten Schutz stellen – notfalls durch bewaffnete Ranger, wie es andernorts in afrikanischen Naturschutzgebieten geschieht? »Ich halte nicht viel von der Denkschule, wonach man den Wald unberührt lassen soll«, sagt Chadrack Kafuti. »Mich interessiert, wie man ihn nachhaltig bewirtschaften kann. Die Leute hier sind bitterarm. Den Wald kann man nur mit ihnen schützen. Nicht gegen sie.«

Die Natur einfach Natur sein lassen ohne menschlichen Eingriff ist derzeit in Europa ein populäres Motto von Klima- und Umweltschützern. In einem Land wie dem Kongo, in dem Millionen Menschen zum Überleben auf die Ressourcen des Waldes angewiesen sind, ist es illusorisch.

Wobei nicht alle der Dorfbewohner von Kafutis guten Absichten überzeugt sind. Für manche in Yangambi sind die Wissenschaftler Garanten einer besseren Zukunft, die wieder Jobs in die Forschungsstation bringen. Für andere sind sie Fremde mit teuren Geräten, die in ihrem Labor undurchsichtige Experimente durchführen und stählerne Ungetüme mitten in den Wald stellen. Seit vergangenem Oktober verfügt die Station über einen Flux-Turm, 55 Meter hoch, ausgestattet mit Antennen und Sensoren, die den Austausch von Treibhausgasen messen. Für die Wissenschaftler eine dringend benötigte Datenquelle, für manche Dörfler eine Verschwörung. »Einige glauben«, sagt Kafuti, »dass wir mit den Antennen Sauerstoff absaugen und nach Europa schicken.« Querdenken auf Kongolesisch. Also gibt es jetzt als vertrauensbildende Maßnahme regelmäßig Turmführungen für die Einheimischen.



Rund um das Gelände der Forschungsstation hat die Unesco weitere 235.000 Hektar zu einem Biosphärenreservat erklärt. Also zu einem Gebiet, in dem laut UN-Vorgaben Klima- und Naturschutz mit Ackerbau, Jagd und Rohstoffförderung in Einklang gebracht werden sollen. Solche Reservate sind wie geschaffen für die Arbeit des Teams in Yangambi. Doch was sich auf dem Papier so vielversprechend liest, ist vor Ort ein täglicher zäher Kampf. Die Bevölkerung wächst rasant, die Ausläufer von Kisangani rücken näher an das Reservat, im Schutzgebiet graben immer mehr Menschen nach Diamanten, Jäger haben Affen, Schuppentiere, Antilopen dezimiert. Und immer mehr Holzfäller setzen im Wald die Axt an.

Kann man diejenigen treffen, die zerstören, was die Wissenschaftler bewahren wollen?

»Kein Problem«, sagt Neville Mapenzi, der Agronom im Team. Zwei Tage später fahren wir mit dem Boot eine halbe Stunde flussaufwärts, queren an das andere Ufer und landen in Yanonge, einem Dorf mit ebenso verfallenen Häusern wie in Yangambi, bloß gab es hier nie ein Kino, ein Schwimmbecken oder ein Herbarium. Mapenzi heuert Motorradfahrer an, die uns weiter in den Dschungel bringen. Der Weg verengt sich irgendwann auf ein paar Handbreit, die Fahrer manövrieren die Maschinen geschickt über kleine Bäche und durch dichtes Gestrüpp.

Dann geht es nur noch zu Fuß weiter. Wir durchwaten kleine Flüsse, umkurven imposante Ameisenberge und stehen plötzlich vor acht verschwitzten Männern mit Äxten, Schaufeln und Macheten. Sie haben mehrere Bäume gefällt, die Stämme zerteilt, sauber aufgeschichtet. Sie werden als Nächstes kleine Feuer zwischen den Stapeln entfachen, den Berg mit einer dicken Schicht Sand und Erde bedecken, einen Abzug bauen und das Holz mehrere Tage lang schwelen lassen. Bis es zu Kohle verglüht ist. Bäume fällen und Erdmeiler aufschütten ist Männerarbeit. Die Frauen übernehmen den Transport. Sie laufen barfuß mehrfach am Tag die Strecke ab, die wir aus Yanonge zurückgelegt haben – auf jedem Rückweg einen 40 bis 50 Kilo schweren Sack auf dem Rücken, den sie mit einem Stoffgürtel über der Stirn befestigen. Sie starren uns mit glasigen Augen an, manche haben nicht mal die Kraft, unser





»Bonjour« zu erwidern. »Harte Arbeit, aber es ist Arbeit«, sagt Haradé Suleiman, der Chef der Gruppe, ein sehniger 28-Jähriger. Schon sein Vater war Köhler.

Es fällt schwer, in diesen ausgezehrtten Gestalten etwas Bedrohliches zu sehen. Aber Menschen wie Suleiman und die Köhler von Yanonge sind derzeit die vielleicht größte Gefahr für den Regenwald im Kongobecken.

Anders als in Brasilien rollen hier noch kaum Lkw-Kolonnen über breite Pisten, um tonnenweise geschlagenes Holz abzutransportieren. Nach zwei verheerenden Kriegen in den 1990er- und 2000er-Jahren fehlt für großflächige Abholzung immer noch die Infrastruktur. Es fehlt aber auch jede Grundversorgung für die Bevölkerung. Der gewaltige Kongo -Fluss, der nur wenige Kilometer entfernt an Suleimans Köhlerlager vorbeifließt, könnte das Land und den halben Kontinent mit Hydroenergie versorgen. Doch bis heute sind gerade einmal 19 Prozent der Kongolesen an ein Stromnetz angeschlossen, in den ländlichen Gebieten fast niemand. Wer sich keinen Dieselgenerator leisten kann, ist auf Holzkohle, auf *Makala* angewiesen. Ohne *Makala* kein heißes Wasser, keine Wärme, kein Maniokbrei, keine Bohnen, kein Fisch – kein Essen. 140 bis 180 Kilogramm braucht ein Haushalt im Monat. So verschwindet seit Jahrzehnten Hektar um Hektar Regenwald unter den Kochtöpfen des Landes.

Man kann sehr reich werden im Geschäft mit dem schwarzen Gold. Im Dorf kostet der 40-Kilo-Sack sechs Dollar, in Kisangani bereits das Doppelte, in Kinshasa bis zu 30 Dollar. Davon profitieren aber die Zwischenhändler, nicht die Köhler von Yanonge, die sich über die Jahre immer tiefer in den Dschungel schlagen und gewaltige kahle Flächen mit Baumstümpfen hinterlassen. »Wir sind es ja auch leid, den Wald zu zerstören«, sagt Suleiman, »und immer weiter laufen zu müssen, bis wir geeignete Bäume finden. Aber wir brauchen eine Alternative.«

Neville Mapenzi, der Agronom, hat ihnen jetzt eine geboten. »Spaß gehabt?«, fragt er grinsend, als wir verdreht und erledigt von unserem Ausflug zurückkommen. Er hat sich die Exkursion zu den Köhlern gespart, strapaziöse Reisen muss er oft genug unternehmen. Mapenzi ist so etwas wie das Megafon der Forschungsstation in die Außenwelt. Was Kafuti und die anderen Wissenschaftler zusammentragen,



versucht er in Yangambi, Yanonge und anderen Dörfern umzusetzen. Anders als der Doktorand, der sich am liebsten über Mikroskop und Laptop beugt, muss Mapenzi mindestens einmal am Tag mit den Händen in der Erde wühlen, »sonst geht's mir nicht gut«. Er koordiniert Pilotfarmen rund um das Biosphärenreservat, auf denen lokale Bäuerinnen und Bauern mit neuen Anbaumethoden experimentieren: Felder, auf denen Afrormosia-Setzlinge zwischen Kaffeesträuchern, Akazien neben Erdnusspflanzen oder Pentaclethra-Bäume zwischen Maisstauden gepflanzt werden.

Es ist das System der Agroforstwirtschaft, das Mapenzi seinen Landsleuten nahebringen will. Bäume neben Nutzpflanzen wachsen zu lassen ist eine uralte Form der Landwirtschaft, das Gegenmodell zu Plantagen und gigantischen Monokulturen. Und womöglich eine wegweisende Methode, um weltweit überdüngte Felder zu regenerieren, Erosion zu verlangsamen, Anbauflächen zu verkleinern und gleichzeitig Erträge zu steigern. Bäume zwischen Ackerfurchen können Wasser speichern, was gut ist für Nährstoffe und Humus. Sie spenden Schatten, locken Insekten und Vögel an, können zu Brennstoff verarbeitet werden. Den Köhlern, die wir im Dschungel getroffen haben, hat Mapenzi Setzlinge von Akazienbäumen gebracht, die sie auf ihren kleinen Äckern und Gemüsefeldern ausgepflanzt haben. Sie wachsen gut. In fünf, sechs Jahren kann man die ersten fällen und zu Holzkohle verarbeiten. Und bis dahin?

»In Afrika«, sagt Mapenzi, »leben 1,4 Milliarden Menschen, die Nahrung brauchen und Strom.« Und die, anders als die Industriestaaten in den vergangenen 150 Jahren, für ihre Entwicklung möglichst keine fossilen Energien mehr nutzen, ihre Wälder und Flüsse schützen und nachhaltig konsumieren sollen. »Natürlich reicht das nicht, was wir tun«, sagt Mapenzi irritierend fröhlich. »Aber deswegen kann man ja nicht einfach aufhören.«

Seine Frau und seine drei Kinder in Kisangani sieht er nur alle paar Wochen, weil er ständig im Regenwald unterwegs ist, skeptische Bauern überredet, mit der Brandrodung aufzuhören, Marktfrauen erklärt, warum sie besser keine erlegten



Schuppentiere und Affen mehr verkaufen sollten, und Dörflerinnen neue Kochöfen zeigt, mit denen sie nur noch halb so viel Holzkohle verbrauchen.

Mapenzi ist ein unverwüstlicher Sisyphos, dem man weder die Anstrengungen anmerkt noch die Narben, die der Alltag in diesem Land bei seinen Menschen hinterlässt. Er stammt aus Bukavu, einem der vielen Kriegsschauplätze der 1990er-Jahre. Als Kind hat er seinen behinderten Vater vor schießenden Soldaten gerettet. Kafuti ist im Westen, in Bandundu geboren, wo die Entwaldung die ganze Landschaft in eine Savanne verwandelt hat und Bewohner auf der Suche nach Holz inzwischen in Kämpfe geraten. Ein anderer Kollege bekommt alle paar Tage Audionachrichten seines Vaters, auf denen nichts zu hören ist als Gewehrfeuer. »Meine Eltern leben in Beni, da kämpfen Soldaten gegen Milizen«, sagt er. »Alles okay. Sie haben nichts abbekommen.« Es gibt Orte auf der Welt, an denen es sich bequemer forschen und experimentieren lässt.

»Los«, sagt Mapenzi und winkt Motorradfahrer herbei. Der nächste Ausflug. Dieses Mal dauert die Fahrt nur einige Minuten, bis ans andere Ortsende von Yanonge. Auf einer Anhöhe mit Hütte und Kochstelle warten Helene Fatoum und Angel Likoma von der Kooperative »Akili Nimali«, was so viel heißt wie: »Klugheit macht reich«.

Fatoum ist die Vorsitzende, Likoma ihre Stellvertreterin. Beide Ende 30, Mütter von sieben beziehungsweise fünf Kindern, beide kräftig gebaut, im Gesicht den trotzig-angriffslustigen Ausdruck kongolesischer Frauen, deren Leben ein permanenter Kraftakt ist. Als Fatoum vor einigen Jahren wieder einmal nicht wusste, wie sie ihre Kinder mit dem Verkauf von Keksen und Handyguthaben sattkriegen und das Schulgeld aufbringen sollte, kaufte sie mit anderen Frauen ein Stück Land. Was für sich schon ungewöhnlich ist, weil der Landbesitz traditionell Männern vorbehalten ist. Nur Zwiebeln und Maniok anzubauen war Fatoum und ihren Mitstreiterinnen zu wenig. Der Zufall wollte es, dass um diese Zeit Neville Mapenzi mit seinen neuen Ideen über Agroforstwirtschaft auftauchte. Heute blickt man von der Anhöhe auf Mais-, Soja- und Maniokfelder, die mit Bäumen durchsetzt sind. Auf Käfige für die



geplante Hühnerzucht und ein halbes Dutzend Fischteiche mit fetten Tilapias, in denen zum Teil auch Reis angebaut wird. Rund anderthalb Hektar, die so grün und reichhaltig aussehen, dass man der Idee, die Welt oder zumindest ihre Ernährung den Frauen zu überlassen, einiges abgewinnen kann. »*Les femmes capables*« nennt sie Mapenzi, die fähigen Frauen.

»Klugheit macht reich« hat inzwischen 20 Mitglieder und einen Verkaufsladen im Dorf. Schulgeld für die Kinder ist schon lange kein Problem mehr. Während wir mit den Chefinnen reden, verfüttern andere Frauen Mais und Sojabrei an die Fische oder säubern, bis zur Hüfte im Wasser und lauthals singend, die Teiche von Ästen und Zweigen. »Die Männer können uns mal«, lautet ihr Refrain. Gut möglich, dass diese Nummer eigens für die Reporterin einstudiert wurde. Aber die gute Laune ist echt.

Fatoum und Likoma sind auf drei Jahre gewählt – »bei uns«, sagen sie, »funktioniert Demokratie«. Bei der nächsten Sitzung der Kooperative steht wie immer das Problem mit dem Regen auf der Tagesordnung. Seit Jahren, sagt Fatoum, komme er nicht mehr regelmäßig. Manchmal bleibe er aus, dann wieder überflute er alles, was sie angebaut haben. In ihrer Sprache, dem Lingala, gibt es noch kein Wort für Klimawandel, sie benutzt den französischen Ausdruck *changement climatique*. Ihre Tochter, sagt Fatoum, könne das alles besser erklären. Safi, ihre Älteste, ist jetzt 22 und besucht dank des Einkommens der Mutter die Universität in Kisangani. »Ich weiß nicht, wie das Fach heißt. Sie lernt, wie man den Wald besser macht«, sagt Fatoum. »Sie studiert Umweltwissenschaften und nachhaltige Rohstoffverwaltung«, raunt Mapenzi. Auch das gehört zum Cifor-Programm. Die Zahl der Kongolesen mit einem Studienabschluss in Forstmanagement ist seit Ende der 2000er-Jahre von fünf auf mittlerweile über 400 gestiegen.

In Yanonge, bei »Klugheit macht reich«, müssen sie jetzt wegen der immer chaotischeren Regenzeiten Neues ausprobieren. Mit Pflanzensorten experimentieren oder auch mal außerhalb des Erntezyklus aussäen. Niemand redet hier vom globalen 1,5-Grad-Ziel oder vom Temperaturanstieg, der in Afrika bis 2050 voraussichtlich bei drei Grad liegen wird. Niemand redet von Kipp-Punkten. Das ganze Leben im Kongo



ist eine einzige Abfolge von Kipp-Punkten. Jetzt ist noch die Klimakrise dazugekommen. »Das wird schon«, sagt Angel Likoma. Demnächst wollen sie Afrormosia-Bäume pflanzen. Die Königin des Waldes neben Fischteichen. Das hat in der Tat noch niemand versucht.

Nach mehreren Tagen zwischen Yangambi und Yanonge fahren wir im Boot zurück nach Kisangani. Die Hektik der Zwei-Millionen-Stadt ist ein Schock. Das Brummen der Dieselgeneratoren, wenn der Strom wieder ausgefallen ist, überfüllte Märkte, Staus. Dazwischen ein paar ökologische Tupper: ein Straßenkiosk, an dem die neuen, sparsamen Kochöfen verkauft werden. Zwei neue Gebäude auf dem Uni-Gelände, Passivhäuser, die keine Klimaanlage benötigen. Solarpanels auf einigen Dächern. Baumschulen für Afrormosia und andere Spezies am Stadtrand.

Beim Abflug schrumpft Kisangani zu einem kleinen braunen Flecken, unter uns wird alles grün. Wenige Wochen später wird die kongolesische Regierung bekannt geben, neue kommerzielle Abholz-Lizenzen ausgeben zu wollen. Setzt sie die Ankündigung um, könnte sie mit Holzkonzernen über mehr als die Hälfte der Urwaldfläche in der Demokratischen Republik Kongo verhandeln.

Aus dem Flugzeugfenster sieht der Regenwald aus wie ein Meer aus Brokkoli, unendlich weit und undurchdringlich. Für einen Moment kann man sich der Illusion hingeben, er sei unzerstörbar.